

Antistes D. A. v. Salis. <Jugenderinnerungen.>

Autor(en): Ernst Miescher-Siber

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1924

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/93aa74c4-071f-4a55-8dda-fec8b80b8a73>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Antistes D. A. von Salis.

„Jugenderinnerungen.“

Mitgeteilt von E. Miescher.

Zum Eingang.

Es gehört zum wertvollen Dienst, den das Basler Jahrbuch versteht, daß es nicht nur in seiner Ortschronik die in jüngster Vergangenheit unserer Stadt durch den Tod entrückten bekannteren Persönlichkeiten nach Namen und Sterbedatum kurz erwähnt, sondern auch durch ein ausgeführtes Lebensbild das Andenken solcher festhält, die in unserm baslerischen Leben besonders markante Erscheinungen gewesen sind und einen weiterhin spürbaren geistigen Einfluß ausgeübt haben.

Da wird der Empfänger des neuen Jahrgangs diesmal mit Sicherheit ein von Freundeshand gezeichnetes Bild vom Leben und Wirken des am 6. März 1923 überraschend schnell uns entrißenen Herrn alt-Antistes D. Arnold von Salis erwarten, des langjährigen Münsterpfarrers und Leiters unserer Baslerkirche, des letzten, der noch den (durch die neue Kirchenverfassung in Wegfall gekommenen) Titel „Antistes“ getragen und würdig die lange Reihe der imponierenden Herren Antistites abgeschlossen hat, wie sie in der Univerfitätsaula im Bilde uns entgegentreten.

Die Erwartung ist berechtigt.

So war denn auch die Aufnahme eines Lebensbildes für 1924 geplant. Jedoch der Mangel an Raum, mehr

aber noch der Umstand, daß im Nachlaß des Verstorbenen sich von ihm selbst verfaßte, schon Ende der neunziger Jahre aufgezeichnete Jugenderinnerungen gefunden haben, ließen eine Verschiebung der eigentlichen Lebensbeschreibung auf das folgende Jahr angezeigt erscheinen.

Mit einer Frische und fröhlichen Begeisterung geschrieben, wie es dem Selbstbiographen in späterer Zeit kaum mehr möglich gewesen wäre, stellen sie uns das Bild einer wahrhaft idealen Jugend vor Augen, die in seltener Weise geeignet war, die im Kinde schlummernden Gaben zu wecken, zur Entfaltung zu bringen und zu einem reichen Gemütsleben und tüchtigen Charakter den Grund zu legen. Zugleich bieten sie so reizvolle Schilderungen des Schauplatzes dieser Jugend, des bündnerischen, zur italienischen Grenze sich senkenden Bergtals und seines originellen Volksschlags und -lebens, wie der Wellenschläge, welche die Zeitereignisse auch in diesem äußersten Winkel unseres Vaterlandes spürbar werden ließen, daß es wirklich ein Verlust wäre, wenn diese schriftlich hinterlassenen Erinnerungen nicht über die Familienangehörigen hinaus einem weiteren Kreis bekanntgegeben würden.

Wir sind überzeugt, daß nicht nur des Verstorbenen Freunde und die Verehrer des Theologen und Kirchenmannes, denen auf dem Hintergrund seines Werdens der gereifte Mann um so verständlicher wird, ihre Herzensfreude dran haben werden, sondern ebenso jedermann, der die Jugend lieb hat und für eine gesunde Entwicklung derselben Interesse besitzt. Im Familienkreis als Lektüre benutzt, gerade wo ein heranwachsendes Geschlecht dabei ist, werden sie sicher aufmerksame Hörer finden.

Wir lassen sie der Hauptsache nach — mit wenigen unbedeutenden Weglassungen — wörtlich folgen.

E. M.

* * *

(1897 VII. 23 im Ferienaufenthalt zu Buochs geschrieben.)

Mein fünfzigstes Lebensjahr möchte ich nicht ablaufen lassen, ohne einen Rückblick zu versuchen auf das durchlebte halbe Jahrhundert, mir selber zur Ergözung und den lieben Meinigen zu einem Angedenken. —

Väterlicherseits entstamme ich dem schon im 13. Jahrhundert aus Oberitalien nach Soglio im Bergell eingewanderten Geschlechte, welches als das der Salis-Soglio bekannt und zum Wurzelstamme der verschiedenen Zweige derer „von Salis“ geworden ist, die nach den verschiedenen Ortschaften, woselbst sie sich ansiedelten, ihre unterscheidenden Beinamen erhielten¹.

Mein Vater Johann Jakob von Salis ist am 29. März 1821 als das älteste von fünf Geschwistern in der Zitadelle zu Antwerpen geboren, wo sein Vater Johannes als Lieutenant in einem Schweizerregimente Kriegsdienst tat und mit einer Niederländerin, Maria Henriette Heimel, sich verehlicht hatte.

Die Aufhebung der Schweizerregimenter in fremden Diensten nötigte den Großvater, mit seiner Familie nach

¹ In der „Stemmatographia“ der Familie, welche mir nie zu Gesicht gekommen ist, scheint meine direkte Ascendenz nicht genannt zu sein, offenbar, weil dieselbe, schon vor der Anlage des ältesten, noch vorhandenen Kirchenregisters in Soglio, durch „Verbauerung“ oder durch „bürgerliche Heirat“ das „von“ vor ihrem Namen preisgab. — Ich erinnere mich noch selber sehr wohl, daß vor Jahrzehnten manche Glieder dieses wie anderer altadeliger rhätischer Geschlechter, welche in bescheidenen ökonomischen Verhältnissen und bürgerlichen Stellungen lebten, auf ihr „von“ verzichteten, weil daselbe im Volksbewußtsein als Merkmal von Stand und Reichtum galt, und daß später dieselben Personen ihr „von“ wieder annahmen und schrieben, als daselbe bei zunehmender Demokratisierung des gesamten Staatswesens nur noch eine historische Reminiscenz bedeutete und nicht mehr einen besondern Anspruch auf sozial „höhere Stellung“. In diesem Sinn hat auch mein Vater in späteren Jahren sich wieder „von Salis“ geschrieben, während seine im Bauernstand verbleibenden Geschwister es nicht taten.

Soglio heimzukehren und hier ein kleines Bauerngut zu bebauen. Kaum 38 Jahre alt, wurde er 1831 beim Holzfällen von einer stürzenden Lanne erschlagen und hinterließ Frau und Kinder in schwierigen und bedrängten Verhältnissen. Wohlhabende Freunde nahmen sich nun besonders des ältesten Knaben, eben meines Vaters, an und ermöglichten ihm den Besuch der Kantonsschule in Chur und das Studium der Theologie dort und in Basel.

Er war eine glücklich angelegte Natur: bei mittelhohem Wuchs von großer Körperkraft und eiserner Gesundheit; als Student ein hervorragender Turner, wiederholentlich als solcher auch gekrönt; gegen alle Witterungswechsel abgehärtet, im Winter unter seinem Hausrock die Brust offen tragend ohne Weste, in seinen Bedürfnissen anspruchslos, gleichmäßig zufriedenen, heiteren Gemütes, von seinen Freunden und Vereinsbrüdern allen geliebt, wohlwollend und treuherzig. Im Besitze einer guten Tenorstimme, sang er gerne und begleitete seine Schweizerlieder und Jodler mit der Guitarre. Ich hörte später oft von Zeitgenossen, er sei unter den Studenten eine sympathisch eindrückliche Erscheinung gewesen. Zu seinen Freunden zählten u. a. der spätere unvergeßliche Bürgermeister von Basel Dr. Carl Felix Burdhardt, der Staatschreiber Dr. Gottlieb Bischoff, der Strafgerichtspräsident Dr. Ed. Thurneysen, der Stadtschreiber Dr. Hans Burdhardt, Regierungsekretär Zehntner, die Pfarrer Sam. Preiswerk, R. Sartorius und R. Anstein, der Zürcher Professor der Philosophie Rym; die Bündner Pfarrer Martin Kloß, Christ. Jenny, G. Denz usw.

Ogleich mehr aufs Praktische gerichtet als spekulativen Geistes, brachte er der wissenschaftlichen Theologie seiner Zeit doch aufrichtiges Interesse und Verständnis entgegen. Mit Verehrung und Dankbarkeit hing er besonders an den Professoren De Wette und Karl Rudolf Hagenbach, und die sogenannte „Vermittlungstheologie“ war und blieb, was ihn bei seiner nüchternen Frömmigkeit am meisten befriedigte.

Unmittelbar vor dem Abschluß seiner Studien in Basel wurde er, bei Anlaß einer studentischen Festlichkeit, eines „Zosinger-Balles“, bekannt mit der kaum neunzehnjährigen Marie Weitnauer (geb. 21. April 1827), der jüngsten Tochter des ehrenfesten Tapezierermeisters und Stadtrates Joachim Weitnauer von Basel, welcher seinerzeit am 3. August 1833 der traurigen und undankbaren Aufgabe sich hatte unterziehen müssen, als Oberst der städtischen Miliz deren Reservetruppe bis an die Birs hinaus und, nachdem Standestruppe und Auszug vom aufständischen Landvolk in die Flucht geschlagen waren, in die Stadt zurückzuführen.

Der „flotte Studio“ gewann das Herz des frischen Töchterleins im Sturme und so völlig, daß dasselbe allen Bedenklichkeiten von Eltern und Geschwistern zum Trotz erklärte: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch.“ — Es brauchte in der Tat die ganze elementare Gewalt einer ersten Jugendliebe, um solchen Entschluß mit freudiger Zuversicht zu fassen und auszuführen: Vaterhaus und Verwandtschaft und Vaterstadt zu vertauschen gegen eine durchaus fremdartige Umgebung, mit ganz anderer Lebensweise und Sitte, selbst Sprache, in einer nach damaligen Begriffen weltabgeschiedenen Gegend, wo „Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen“.

Denn darum handelte es sich, nachdem der Bräutigam vor der rhätischen Synode sein Kandidatenehramen bestanden und die Pfarrstelle der italienischen Gemeinde Stampa im Bergell angenommen hatte und nun gen Basel kam seine Braut heimzuholen. Am 17. August 1846 fand zu St. Jakob an der Birs die Hochzeitsfeier statt. Die Reise in die neue Heimat war zugleich die Hochzeitsreise und erforderte damals noch mindestens vier Tage Zeit. Das neue, im Bau begriffene Pfarrhaus zu Stampa war noch nicht vollendet. So bezog das junge Paar vorerst eine provisorische Wohnung „al ponte“, in dem Haus nächst der steinernen Brücke, welche über den Strom nach Coltura

führt, später erst die definitive im Neubau, dem obersten Haus des Dorfes gegen Borgonovo hin, welches nun, meines Wissens, Schulhaus geworden ist, während der Pfarrsitz nach Borgonovo verlegt ward.

Die Kirchgemeinde meines Vaters lag in der Mitte des Bergell, dieses prächtigen, von Maloja nach Castasegna abfallenden und vom Mera oder Maira durchströmten Alpenthals — beginnend in der Region der Urven, Tannen, Lärchen und Alpenrosen und endend angefichts der Nufsbäume, der Kastanienwälder und Reben an der lombardischen Grenze. Die Gemeinde umfaßte die Dörfer Borgonovo, Stampa, Coltura mit dem neuen Palazzo de Castelmuro, die Weiler Montaccio und Cacciör, während talaufwärts Vico-Soprano und Casaccia selbständige Pfarrgemeinden waren, talabwärts Bondo mit Sottoponte, Soglio auf seiner Bergeshöhe und Castasegna. Die langgestreckte Kirchgemeinde Stampa hatte zwei Kirchen: S. Giorgio zwischen Stampa und Borgonovo und S. Pietro auf malerischem Waldhügel am Mera unterhalb von Coltura. Allsonntäglich fand alternierend die Predigt in der einen, die Kinderlehre in der andern Kirche statt. Im Winter dagegen wurde der Gottesdienst im Pfarrhaus zu Stampa abgehalten, in einem geräumigen Saal des obern Stockwerks. So war dem ausgeprägten und eifersüchtelnden Rechtsgefühl der Bevölkerung Rechnung getragen, und jeder Teil der Kirchgemeinde hatte es zeitweise möglichst bequem, den Gottesdienst zu besuchen. Dieser, wie auch der Schulunterricht während der Wintermonate, findet in italienischer Schriftsprache statt; die Umgangssprache des Volkes aber ist ein italienischer Dialekt, dem lombardischen ähnlich, mit eigentümlichen Modifikationen von Dorf zu Dorf.

Die Beschäftigung des Volkes war Viehzucht und etwas Landbau, soweit solcher mit dem Klima und hügeligen Boden des engen Tales sich verträgt, wo kein Pflug zu gebrauchen ist, nur Karst und Hacke. Die Pflege des

Matthlandes ist die Hauptsache, und der Heuertrag desselben muß meistens auf dem Rücken in die Heuschuber eingebracht werden, da die Berghänge für Wagen nicht wohl zugänglich sind. Überdies besteht eine starke Güterzersplitterung, infolge welcher die Leute, welche auf ihr Ererbtes nicht leicht verzichten, bald da, bald dort ein kleines Grundstück besitzen, selbst Teile eines Hauses; das macht die Arbeit komplizierter, mühsamer und zeitraubender, als sie an sich schon ist. Dagegen besitzen die Gemeinden schöne Alpweiden, und jeder Bürger hat das Recht, sein Vieh im Sommer dort unterzubringen und seinen Anteil vom Milch-, Butter- und Käseertrag zu beziehen. Jede Haushaltung lebt davon, backt selber ihr Brot, schlachtet im Herbst Groß- oder Kleinvieh, räuchert ihren Fleisch- und Wurstvorrat zum Jahresbedarf, webt ihre Leinwand und ihre Tuchstoffe aus selbstgezogenem Flachs und eigengesponnener Wolle ihrer Schafe. Dabei erwächst den Weibern Arbeit genug. Die Männer haben überdies für Beschaffung des Holzvorrates zu sorgen. Manche „fuhrwerken“, bringen Holz und Bretter nach Chiavenna hinab und von dort Mehl ins Tal hinauf.

So herrschte, meines Erinnerns wenigstens, ein naturwüchsiges, patriarchalisches Leben. Wir hatten wenig sonderlichen Reichtum im Tal, aber auch wenig bittere Armut. Was etwa an Bettelvolk sich zeigte, kam aus der Lombardei herauf oder war anderswoher eingewandert. Auch die Heuer und die jungen Ziegenhirten, welche um Lohn dienten, waren meist aus der Lombardei oder aus dem Malencotal. Der verhältnismäßige Wohlstand im Bergell rührte übrigens zum Teil nicht aus dem Ertrag des Landes selbst, sondern davon her, daß manche Einwohner auswärts sich Vermögen gesammelt, als Zuderbäder und Kaffeehausbesitzer, und dasselbe nach Jahren in die unvergeßliche Heimat zurückgebracht hatten. Solche verstanden und sprachen auch wohl Deutsch und Französisch und besaßen überhaupt einen etwas erweiterten Horizont und aufgeweckten Sinn.

In solche Umgebung hinein wurde ich am 21. Dezember 1847 zu Stampa geboren. Bei der Taufe erhielt ich nach dem Wunsche meines patriotisch gesinnten Vaters neben seinem eigenen Vornamen Jakob als eigentlichen Rufnamen den unseres Nationalhelden Winkelried: Arnold. Ich blieb, wie der erstgeborne, so der einzige Sohn und erhielt am 24. März 1851 noch eine einzige Schwester, Emma, die ich in ihren ersten Lebenstagen aus lauter fürsorglicher Liebe schier erstickt hätte, indem ich der weinenden Kleinen, die mir zu hungern schien, ein Stück Brot in den Mund steckte, das die dazukommende Mutter zum Glück noch rechtzeitig entfernen konnte.

Zu meinen ersten persönlichen Erinnerungen, die zusammenhangslos, aber als klar geschaute Bilder vor meinem Geiste auftauchen, gehört, wie ich in der Wohnstube des Pfarrhauses mein Schwesterlein in seinem Korbwägelchen hin- und herfuhr, während die Abendsonne durch das westliche Fenster auf den Boden hereinfiel, und das Wägelchen durch die Stäubchen ihres Strahles sich so lustig hindurchziehen ließ; — oder wie ich mit der Kleinen einmal unter dem Eßtisch hocte und dieselbe, als die Mutter eintrat, sich plötzlich aufrichtete und ihr, uns zu Freude und Schrecken, entgegeneilte, während sie vorher noch keinen Gehversuch gemacht hatte; oder wie wir Kinder zusammen friedlich spielten im weiten Betsaal des Obergeschosses, der während des Sommers für gottesdienstliche Zwecke außer Gebrauch stand und ebenso wie das große Schulzimmer im Hause als Wohnraum benützt wurde.

Als einzige Kinder ganz aufeinander angewiesen, verwuchsen wir miteinander so innig, wie das vielleicht selten unter Geschwistern der Fall ist. Es machte sich ganz von selber, daß wir meistens für uns waren. Im Hause wurde deutsch gesprochen, und zwar das dem Schriftdeutschen besonders nahe kommende Bündnerdeutsch, und nur in der Schule und im Verkehr mit der Bevölkerung bedienten wir

uns des italienischen Lokaldialektes. So war von vornherein ein gutes Stück geistigen Lebens uns Geschwistern allein eigen, ohne daß die Kinder unserer Umgebung dran beteiligt waren. Denn auch der Stoff, welcher aus der mündlichen Erzählung der Eltern und aus deutschen Büchern und Jugendschriften floß und allmählich unsern Geist füllte und bildete, war unser besonderes Gut, das die übrigen Kinder nicht mit uns gemein hatten.

Unsere Erziehung war überhaupt eine von der in der Gegend üblichen verschiedene und sorgfältigere als die der übrigen Jugend. Die Eltern standen eben auf anderer Bildungsstufe als das Volk um sie her und widmeten sich uns in viel intensiverer Weise. Wir sahen an ihnen eine so innige Geistesgemeinschaft, eine eigentlich wetteifernde, selbstverleugnende Liebe, einen so ungetrübten Frieden, daß sich das von selbst auf uns übertrug und wir unwillkürlich einander alles Gute gönnten, alles miteinander teilten. Wir waren am glücklichsten zu Hause, wenn die Eltern abends beieinander saßen und zweistimmig zur Guitarre ihre deutschen Schweizerlieder und andere sangen, in die wir bald einstimmen lernten; oder wenn der Vater an Winterabenden etwa aus Vossens Homerübersetzung oder Schillers Tell vorlas; oder wenn er in den schulfreien Sommermonaten uns in Geographie, Welt- und Schweizergeschichte und Latein Unterricht erteilte und wir deutsche Dichtungen lernten und rezitierten, uns lesend in deutsche Bücher vertieften. Mein Vater hatte auch eine Sammlung von Schmetterlingen und Mineralien angelegt. So erweiterte sich, wenn wir ihn auf seinen Gängen begleiten durften, unser Interesse und unser Gesichtskreis in freier und fröhlichster Weise. Das Lernen war und blieb uns eine Lust wie das ersehnte Antwortverhalten auf Fragen, die sich uns nahegelegt hatten und deren Beantwortung weitere Fragen weckte. Wenn ich später sehen mußte, wie die moderne Schulvergötterung und Schulmeisterherrschaft die Jugend plagt und vielfach in ihr den

Lerntrieb ertötet, so schätzte ich mich immer glücklich, daß ich seinerzeit in unserer bloßen Halbjahrschule vor allzu langer Schulhaft und vor Schulüberdruß bewahrt blieb.

Doch ich wollte ja nur davon reden, wie es kam, daß wir zwei Geschwister so innig miteinander verwachsen, weil in eigener Weise miteinander geistig genährt im Unterschied von den Kindern unserer Umgebung. Von jener, unsrer ersten Kindheit an, ist uns auch in später veränderten Verhältnissen das Bedürfnis geblieben, an unsern geistigen Interessen gegenseitig teilzunehmen, alles gemeinsam zu durchleben; wir waren einander eigentlich immer die intimsten Freunde.

Da ich aber von unserer Erziehung gesprochen habe, so muß ich hier noch beifügen, was auf diese Bezug hat. Vater und Mutter waren von der Überzeugung durchdrungen, daß der elterliche Wille, um für die Kinder unbedingte Autorität zu werden, diesen durchaus als ein einheitlicher erscheinen müsse. Und sie haben stets danach gehandelt. Nie erlaubte das eine, was das andere verwehrt hatte. Wir waren nie versucht, uns mit unsern Bitten an das eine von ihnen zu wenden, wenn das andere gesprochen hatte; wir wußten die Antwort zum voraus. So bildete sich in uns ein klares und sicheres Pflichtgefühl und die Gewohnheit unbedingten Gehorsams, ohne daß empfindliche Züchtigungen nötig wurden.

Über alles wurde Gewicht gelegt auf strengste Wahrhaftigkeit, und ich danke es den Eltern jedenfalls zu gutem Teil, wenn mir ein starker Wahrheitsfinn eigen geworden und geblieben ist. Bei meinem Vater ging derselbe so weit, daß er deshalb die Märchenerzählungen, welche der kindlichen Phantasie so lieb sind, wollte vermieden wissen; er erzählte uns lieber Fabeln mit moralisierendem Lehrzweck oder aber Episoden aus der Welt- und der Schweizergeschichte, welche zugleich die Vaterlandsliebe weckten und nährten.

Der gleiche Wahrheitsfönn beherrschte auch unsere religiöse Erziehung. Wir sollten nicht Geföhle aussprechen lernen, welche unserm Alter und unserer Erfahrung ferne liegen mußten. Darum ließ uns der Vater am liebsten Lieder des nüchtern frommen Gellert lernen und redete uns weniger von den Geheimnissen der Versöhnnung und des Wortes vom Kreuz, als von dem heiligen und barmherzigen himmlischen Vater, von seiner Allgegenwart und Allwissenheit, seiner Liebe und Allmacht, und lehrte uns in allem unter Gottes Augen wandeln in Gewissenhaftigkeit und kindlichem Vertrauen, in unbedingter Ehrfurcht vor dem Herrn, dessen Gedanken jedenfalls höher seien als unsere Gedanken. Der Mutter Lieblingslied war Gerhards „Befiehl du deine Wege“. An Jesu wurde uns besonders seine Liebe bis zum Tode eindrücklich, und ich erinnere mich noch, wie mich an einem Karfreitag der Mutter Erzählung von der Kreuzigung bis zu Tränen ergriff. Vom Bösen wurden wir abgemahnt, weil es Sünde sei gegen den lieben Gott, nicht nur aus Furcht vor den Folgen. Selbstverständlich wurden wir angehalten zum Gebet, und zwar zu einem kurzen, einfachen Beten, das nicht Plappern sein dürfe. Auch das wurde uns durch Wort und Beispiel eindrücklich gemacht, daß bei Gott kein Ansehen der Person gelte, und daß wir mit den Ärmsten zu verkehren hätten wie mit den Wohlhabendsten; daß wir mit Verkrüppelten oder sonst Gebrechlichen stets Mitleid haben sollten, und daß jeder Scherz oder Spott gegen solche roh und verwerflich sei. Das alles erschien uns selbstverständlich, und wir verkehrten denn auch in der unbefangenen und harmlosesten Weise mit Jedermann, mit Hoch und Niedrig — ohne Scheu, die den Mund nicht wagt aufzutun, und ohne Hochmut, der sich des Umgangs mit Geringen schämt.

Von meiner kindlichen Frömmigkeit ist mir noch ein einzelner Zug erinnerlich. Es war ein stürmischer Wintertag; die Flocken wirbelten in dichten Wolken vor dem

Fenster hin, durch das ich in das Gestöber hinausfah. Und ich erblickte einen Mann, der mühsam durch das Wetter sich durchkämpfte. — Man hatte mir gesagt, Gott sei überall. So fragte ich plötzlich die Mutter: „Ist der liebe Gott jetzt auch da draußen?“ „Jawohl, mein Kind!“ „O, so laß den armen Mann doch herein!“ meinte ich darauf. Was der Erfolg meiner Bitte war, wußte ich nicht mehr zu sagen.

Wenn unsere Phantasie durch das verständige und nüchterne Verhalten der Eltern nicht mit Märchengestalten bevölkert wurde, so war durch den Reichtum des tatsächlichen Lebens um uns her dafür gesorgt, daß sie nicht ohne Anregung blieb. Welche Fülle bunter Bilder steigt vor mir auf, wenn ich an jene ferne Kinderzeit zurückdenke!

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört eine, welche eine gewisse Feierlichkeit an sich trägt. Eine meiner Patinnen war ein freundliches altes Fräulein, Elisabeth von Salis. Mit ihrem ebenfalls unverehlichten Bruder, dem schwerhörigen Junker Frix, bewohnte sie eines der stattlichen Stammhäuser der Familie in Soglio, als die Letzten eines aussterbenden Zweiges derselben. Ich durfte einst mit meiner Mutter dort zu Gaste sein und in den ungewohnten, dem kleinen Jungen fast unheimlichen Räumen übernachten. Das war so feierlich in den großen, getäfelten Zimmern, mit den lebensgroßen, dunkeln Ahnenbildern an den Wänden, dann die breiten Steintreppen mit den Balustraden und den weiten Korridoren! Noch sehe ich vor mir an dem von einer Lampe erleuchteten grünen Tisch den tauben Junker, beschäftigt mit dem mir geschenkten Spielzeug, einem schwarzsamtenen Tanzbären. Den prüfte er beharrlich auf seine Kunst, indem er mit seiner knöchernen Faust auf den Tisch schlug; und laut lachte er jedesmal auf, wenn das Tier auf seinem runden, mit Borsten unterlegten Holzboden kunstgerecht sich drehte. Diese Mitfreude an dem, was mir Freude war, hinterließ einen bleibenden Eindruck bei mir.

Am folgenden Morgen ergingen wir uns in dem mit steif beschnittenen Buchsbäumen und Gehegen durchzogenen Garten und besahen uns die mächtigen Trümmerhaufen eines Bergsturzes, der wenige Jahre vorher Schloß und Ortschaft mit dem Untergang bedroht hatte. Nicht lange Zeit darauf starben die alten Geschwister und kamen zur Ruhe in ihrer Gruft in der Kirche zu Soglio, deren schlanker Turm vom steilen Felsen sein Grabgeläute hinabsandte ins grüne Tal und nach dem Bondascagletscher gegenüber. Als Andenken an das Schloß in Soglio bewahre ich ein altes in Holz geschnitztes Doppelwappen der Salis.

Ganz anderes Gepräge trägt meine Erinnerung an meine zweite Patin, die Frau des Notars Lüzzer in Coltura, und an ihr Haus. Dahin kamen wir Kinder oft mit unsern Eltern, und stets mit größtem Vergnügen, nicht nur wegen der treuherzigen Freundlichkeit des kinderlosen Ehepaars, sondern auch wegen der köstlichen Lederbissen, die da jederzeit für uns abfielen. Im Garten standen alle erdenklichen Fruchtbäume uns zur Verfügung. Und in der weiten Küche, durch die wir von der Rückseite der Wohnung ins Haus kamen, war ein bekannter Schrank, den die liebe Frau jedesmal öffnete und aus dem ein wohlvertrauter Duft von hier heimischem Backwerk uns entgegenwehte. Durch die halboffene Türe der traulichen Wohnstube sahen wir dann wohl den behäbigen Notar in seiner schwarzen Zipfelmütze sein Mittagsschläfchen im großen Lehnstuhl halten, das Gesicht zum Schutz gegen die Fliegen mit rot und weiß gestreiftem Taschentuch bedeckt. Über ihm hingen an der Wand stark kolorierte Holzschnitte mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn, des Verhörs vor dem Hohen Räte und vor Pilatus, wenn ich nicht irre. Die Wanduhr tickte, und der Kanarienvogel hatte immer reichlichen Zuckervorrat. Eine echte schläfrige Sommernachmittagsstimmung lag über dem ganzen Zimmer. Aber beim Kaffeetisch, auf dem für die Männer auch Salami, Schinken und Veltliner

nicht fehlten, ging es dann lebhaft her. Mein Vater mußte dann von allem Neuen, das außerhalb des Tales sich zugetragen, wie etwa von der unglaublichen Erfindung der Nähmaschine, erzählen, zur steten dankbaren Freude und Bewunderung des Gastgebers, der seinem Staunen Ausdruck verlieh stets mit der gleichen Redensart: „mettiamo a dire“, d. h. ungefähr: „sozusagen“, welche Redensart ihm den Spitznamen „Notar Sozusagen“ eingebracht hatte. Wir haben diesem friedlichem Hause lange Zeit, auch in der Ferne noch, in gegenseitiger Liebe und Unhänglichkeit nahegestanden.

Im selben Dorf Coltura übte auf mich einen zauberhaften Eindruck das Schloß des Barons von Castelmuro, ein neuer Bau in englischem Stil, die dem Dorf ab- und dem offenen Tal, dem Fluß und der Heerstraße zugewandte Front von viereckigen, zinnengekrönten Türmen flankiert; davor ein weiter Garten, aus dem eine hohe Doppelstiege zum Eingang zwischen den Türmen emporführte; das ganze Gebäude nach italienischem Geschmack rot bemalt. Die prächtigen hohen Säle mit Deckenbildern und Stuckverzierungen, mit den bunten, rot-, gelb- und blau-seidenen Ameublements, mit Flügel und Piano, mit Gemälden und Bibliothek imponierten mir gewaltig, aber weitaus am meisten fesselten mich die düsteren Korridore mit den zahlreichen, zum Teil auf besondern Gestellen, zum Teil über hölzernen Schildern hübsch gruppierten alten Rüstungen und Waffen. Da atmete ich etwas wie Luft der alten Heldenzeit und war still und selig in meine Träumereien versunken, während die Erwachsenen eifrig redend sich unterhielten. Eine Anzahl illustrierter Prachtwerke führten mir auf die anmutigste Weise einzelne und zerstreute Kenntnisse der französischen Geschichte zu, von den Kreuzzügen und der Jungfrau von Orleans an bis zu Bonapartes Kriegstaten — denn der Baron, welcher in Marseille seinerzeit gelebt hatte und zu Vermögen gekommen war, pflegte gerne französische Sprache und französische Erinnerungen.

Es war ein kleiner Herr, mit glattrasiertem Gesicht, weichen, fast weichlichen Zügen und Händen, wohlwollend, aber nicht sonderlich redselig. Seine Frau dagegen, die Baronesse, war heitern Gemütes, trotz ihrer vielbedauerten Kinderlosigkeit sehr freundlich, gesprächig und herzlich gegen uns Kinder — sie war meiner Schwester Patin — und hatte ein helles, sonores Lachen, das wohlthat. Außer einer ledigen älteren Schwester der Frau und einem ebenfalls unverheirateten, kränklichen, stelzfüßigen Bruder des Barons, der uns Scheu und Mitleiden zugleich einslößte, wohnten im Schlosse zeitweise die verwitwete Schwester der Baronesse, eine Frau Bassali, mit zwei Töchtern, deren eine besonders heiter und witzig war und durch Gesang und Klavierspiel uns oft entzückte. Sie waren nach dem Tode des Gatten und Vaters aus Polen heimgekehrt und gaben etwa einer wehmütigen Liebe zu diesem Lande so beweglichen Ausdruck, daß dessen tragisches Geschick mit zu den Dingen gehörte, welche im Bilderbuch meiner Kinderphantasie ein Plätzchen fanden. Der Baron hatte die Ruinen des alten Kastelles, der Falsperre, „la porta“, oben an Promontogno käuflich erworben, sowie die danebenstehende, seit der Reformation zerfallende Kirche „Nostra Donna“, die er nun als Grufkirche für sich und die Seinen restaurieren ließ. Nach seinem Tode hat die Baronesse einige kleine Gebäulichkeiten hinzugefügt und das Ganze der Gemeindeforporation testamentarisch vermacht, wie sie denn überhaupt eine wohlthätige und gemeinnützige Frau war, die zugunsten der Armen und Kranken Stiftungen hinterließ, den Druck und die Einführung eines neuen Kirchengesangbuches, einer Biblischen Geschichte für die Jugend und dergleichen durch ihre Munifizenz ermöglicht hat. Auch der Baron hatte seinerzeit eine Übersetzung der Bündnerischen Geschichte in italienische Sprache und die Herausgabe derselben auf seine Kosten besorgen lassen.

Was aber Geist und Gemüt des Kindes am meisten er-

füllt und bewegt, ist die Tierwelt und deren Leben. Da waren wir denn so begünstigt, wie Stadtkinder nie sein können. Im Pfarrhause selbst befand sich ebener Erde unter den Wohnräumen eine Stallung. Die karge Besoldung machte es mehr als nur wünschenswert, daß der Pfarrer durch eigenen landwirtschaftlichen Betrieb die gewöhnlichen Erzeugnisse für den täglichen Lebensbedarf sich direkt verschaffte. So hielten sich denn auch unsere Eltern Milchkuh, Mastschweine und Hühner; bisweilen durften wir Kinder zu unsrer besondern Unterhaltung und Freude ein Lämmlein oder Zicklein oder eine Gans für uns besitzen. Das brachte mancherlei gesunde Beschäftigung im Freien mit sich: wir hatten etwa Gras und grünes Laub zur Nahrung für die Tiere zu suchen oder im nahen Walde die abgefallenen Tannennadeln zur Streue für dieselben; oder wir mußten, weil damals kein Brunnen im Dorfe war, die Kuh zur Tränke an den wilden Bergstrom führen oder im Herbst zur Weide auf die abgemähten Matten. Auch galt es etwa, den Weih zu verscheuchen, der die Hühner bedrohte, und einmal durfte ich dem Fuchs ein solches abjagen helfen, das wir freilich nur tot wieder bekamen, während der flüchtige Reineke in den Wald entwich.

Ein Hauptspaß war für uns Kinder, wenn ein tosender Bienenschwarm irgendwo in der Nähe sollte festgehalten und in Korb oder Ristlein gesammelt werden. Man hielt dafür, daß starker Lärm die schwärmenden Tierlein bewege, sich auf dem nächsten Baum oder Strauch niederzulassen. So bearbeiteten wir denn irgendwelche metallenen Gefäße mit Wucht, schlugen blecherne oder kupferne Pfannendeckel aneinander und freuten uns an dem wirksamen Höllenspektakel.

Am frühen Morgen rief der Geißhirte, in der Regel ein armer Lombardenknabe, mit dem eigentümlichen Ton eines abgeschrittenen Bockshorns die Ziegen des Dorfes zusammen, sie zur Weide in die Felsen hinaufzutreiben, wo

sie den gepflegten Wiesen nicht schaden konnten. Am Abend brachte er sie wieder heim. Da liefen wir Dorfbuben ihm wohl entgegen und suchten eines der kräftigern Exemplare als Reittier zu erwischen. Ein besonderes Vergnügen gewährte es, im Frühsommer die Bergamaster Schafhirten eine Strecke weit zu begleiten, welche ihre großen Herden aus Oberitalien auf die für einige Sommermonate gemieteten Bergeller Hochalpen zur Weide führten. Auf Eseln und Maultieren brachten sie das notdürftigste Geräte und Kochgeschirr mit, und daneben fand sich dann etwa noch ein Plätzchen für einen unter uns Buben als glücklichen Reiter.

Beneidenswert erschienen uns Geschwistern jeweilen die uns nahe befreundeten Kinder des Dr. Engel in Vicosoprano, welche alle erdenklichen Zweibeiner und Vierfüßler auffütterten und selbst einen stattlichen schwarzen Ziegenbock vor ihren rotausgeschlagenen Schlitten spannen durften. In ihrem Hause wurde auch deutsch gesprochen und gelesen; schon das brachte unsere beiden Familien in engeren Verkehr. Ihr Vater, aus dem Kanton Zürich stammend, war der einzige Arzt im ganzen Thal, übrigens ein recht tüchtiger und bei sehr beschwerlicher Praxis gewissenhafter Arzt. Seine Frau, eine geborne Stampa, reich, aber in ihren persönlichen Bedürfnissen einfach und anspruchslos, war von eminentem Verstand und sehr entschiedenen Ansichten, welche sie gern in schlagfertiger Dialektik auch Männern, nicht zum mindesten ihrem eigenen, gegenüber verfocht. Sie war u. a. durchaus nicht einverstanden mit der zunehmenden Tendenz, die Schulbildung des Volkes zu verallgemeinern und zu steigern. Ich habe seither oft an die Weisagung der klugen Frau denken müssen: es werde noch die Zeit kommen, da niemand mehr den Rückenkorb tragen wolle. Im Bergell werden nämlich alle Lasten auf dem Rücken getragen, nicht, wie anderwärts vielfach üblich, auf dem Kopf. — Zur Ausbildung der eigenen Kinder aber geschah in ihrem Hause alles Mögliche. Dort fand ich denn auch

zu meinem Entzücken jeweilen die schönsten, mit Bildern versehenen Geschichtswerke; und solange wir im Bergell wohnten, war das Doktorhaus in Vicosoprano mir besonders lieb. Später siedelte die Familie nach Bergamo über, wo sie ausgedehnten Landbesitz ererbt hatte. Wir hatten aber doch wiederholentlich Gelegenheit, unsere freundschaftlichen Beziehungen fortzusetzen und zu erneuern, öfters in Leid als in Freud; denn der Tod hat seither in beiden Häusern Ernte gehalten.

Doch ich kehre zurück zur begonnenen Aufzählung der Freuden, welche uns Kindern das Tierleben des Heimatlandes brachte. Da darf ich des Gewildes nicht vergessen, das wir freilich in der Regel erst zu Gesicht bekamen, wenn es erlegt war, dessen Jagd aber unsere Phantasie oft beschäftigte. Die glücklichen Jäger waren für uns die Helden des Tages, die wir anstauten und deren Namen von Mund zu Mund gingen. Wie stürmten wir unsern Gemsjägern entgegen, wenn sie nach mehrtägiger Abwesenheit heimkehrten, mindestens einen Gemsbock auf dem Rücken, den Kopf des Tieres aufwärtsgebogen und mit dem einen Horn in das Band, welches die Füße umschloß, eingehängt! Es waren zwei herkulische Gestalten, dieser Pietro Soldani und sein Kollege Giovanni Giamotti. Eine glückliche Gemsjagd mit dem doppelläufigen Vorderladerstutzen erforderte auch in der That mehr Kunst als die gegenwärtige Schlächtereier mit den Hinterlader-Repetiergewehren. Einmal brachten sie eine lebende junge Gemse heim. Dieselbe war bei der Leiche der erschossenen Mutter stehen geblieben und dann dieser nachgefolgt, als der Jäger sie sich auf den Rücken lud. Die Männer hielten das junge Tier fest und verbrachten es in einen Heugaden, in welchem ein großer Ziegenbock angebunden stand. Am folgenden Morgen lag dieser tot; das Gemselein hatte ihm mit seinen spitzen Hörnern den Leib aufgeschlitzt. Der junge Mörder wurde später an einen durchreisenden Engländer verkauft.

An einem Morgen brachte unser Lehrer als seltene Sehenswürdigkeit einen toten Fuchs in die Schule. Derselbe war in eine eiserne Falle, wie solche für Marder und Füchse im Gebrauch waren, mit beiden Vorderfüßen zugleich geraten. Zuerst hatte er versucht, die Bogen der Falle, welche die Füße eingeklemmt hielten, zu durchbeißen, und als das vergeblich blieb, hatte er seine beiden Füße über der Falle mit heroischem Entschluß durch- und abgebissen. Nun war er wohl frei geworden, allein einige Schritte weit entfernt hatte man ihn verblutet gefunden. — An einem Sommerabend kamen zwei junge Burschen ins Dorf, an einer Stange über der Schulter zwei oder drei junge Steinadler tragend, welche ein kühner Hirte unter eigener Lebensgefahr aus ihrem Horst auf hoher Tanne hinausgeworfen hatte. — Durch das Dorf Promontogno aber konnte ich vollends nie gehen, ohne mit Bewunderung an die First einer Scheune emporzublicken. Es war üblich, daß gute Schützen die kleine hölzerne runde Scheibe, in die sie beim Freischießen den Meisterschuß getan, als Trophäe heimnahmen und am Giebel ihrer Scheune befestigten, ebenso aber auch Schädel oder Taten erlegter Raubtiere oder Raubvögel ganz mit ausgespannten Flügeln. An jener First in Promontogno prangten zwischen mehreren Scheiben einige Raubvögel, und überdies sogar noch die Schädel und Taten zweier Bären. Der Besitzer, ein Scartazzini, war als 16jähriger Jüngling einst in die Rinderalpe Bondaſca unterwegs gewesen, den doppeläufigen Stutzen auf dem Rücken, um zur Gamsjagd gerüstet zu sein. Beim Umbiegen um einen Felsen sah er sich plötzlich zwei Bären gegenüber, deren einer sich sofort gegen ihn erhob. Der geistesgegenwärtige Jüngling riß den Stutzen von der Achsel und streckte mit jedem seiner zwei wohlgezielten Schüsse je eine der Bestien tot nieder. Dann jauchzte er ins Thal hinab dort beschäftigten Männern zu, die ihm dann seine Beute bergen halfen.

Hier ist wohl die Stelle, mein eigenes Bärenabenteuer zu erzählen. An einem schönen Sommertag — ich mag etwa acht Jahre alt gewesen sein — durfte ich einen Nachbarnsjungen begleiten, der im nahen Walde Holz sammeln sollte. Ich nahm „mein Gewehr“ mit, eine Kinderflinte mit blechernem Lauf, darin eine Springsfeder durch hölzernen Ladstecken sich niederdrücken ließ, welche dann den letzteren auf mäßige Entfernung hinausschleuderte. Nachdem mein Gespieler sein Tagwerk getan und das Holzbündel zusammengeschürzt hatte, belustigten wir uns mit meinem Spielzeug in der Nähe eines mächtigen Felsens, unter dem eine tiefe, dunkle Höhle uns geheimnisvoll entgegengähnte. „Da ist der Bär drinnen; schieß' einmal hinein!“ forderte mich mein Genosse auf. Und als ich mich weigerte, weil ich sonst den Ladstecken nicht mehr holen könne, beruhigte er mich durch das feierliche Versprechen, er werde ihn schon herausholen. So schoß ich denn mein Mordwerkzeug ab, und der Junge kroch auf dem Bauche unter den Felsen, um den Ladstecken zu suchen. Plötzlich schnellte er zurück: „Der Bär ist drinnen, denn der Stock bewegte sich, als ich darnach langen wollte!“ — Und in hellem Schrecken flohen wir Helden aus dem Walde atemlos heimwärts. „Papa, ich habe den Bären geschossen“, rief ich meinem Vater von ferne schon zu. Natürlich lachte er über die glaubwürdige Nachricht, und ich selber vergaß über Tische meine Angst. — Nachmittags begleitete ich meinen Vater auf einem Gang nach Coltura. Als wir abends heimkehrten, stand vor dem Haus bei der Brücke über den Mera eine Menge Volks um einen niedrigen Wagen herum, auf dem ein mächtiger toter grauer Bär lag. Mit dem Ausruf: „Das ist mein Bär, das ist mein Bär!“ flog ich auf denselben zu. Daneben standen zwei fremde Männer aus dem Poschiavo, die Stützen über dem Rücken, und erzählten folgendes: „Wir wollten nach der Bondasca-Alpe, Gemsen zu jagen; da aber zu dieser Jahreszeit die Jagd verboten

ist, mochten wir nicht die Heerstraße benützen, sondern schlugen unsern Weg durch den Wald ein. Da tauchte unerwartet vor uns ein Bär auf. Wir feuerten; ein Schuß traf, und das Tier wälzte sich eine Strecke weit den Waldhang hinab.“ Mein Gespieler aber war nachmittags eben in den Wald zurückgekehrt gewesen, sein dort im Stiche gelassenes Holzbündel zu holen. In diesem Augenblick hatte ein Schuß gekracht, und sofort darauf war durch knackerndes Geäste und Unterholz das Untier herabgerollt bis in die Nähe jenes uns bekannten Felsens, hatte dort sich gestreckt und war verendet. — Wir Knaben waren nun felsensfest überzeugt, daß der Bär des Morgens wirklich in jener Höhle gelegen habe, und auch die Erwachsenen wagten nicht mehr zu sagen, unsere Meinung sei ein Ding der Unmöglichkeit.

Jedenfalls herrschte jetzt großer Jubel im Dorf. Meine Mutter brach die schönsten Blumen im Pfarrgarten, das erlegte Raubtier zu bekränzen, und im Triumphe führten wir es durch die Straßen. Aber Kopfschütteln erregte es bei den Bewohnern, welche kein Fleisch von Raubtieren für essbar hielten, als mein Vater sich einen Bärenschinken erstand; und ich erinnere mich noch wohl seines Vergnügens, als er unsere beiden Gensjäger bewegen konnte, mit ihm ein Stück „Braten“ zu verzehren, das ihnen wohl schmeckte, und er ihnen nachträglich eröffnete, sie hätten „Bärenbraten“ gegessen.

Bot das Leben der Tierwelt unserm kindlichen Geist des Interessanten und Vergnüglichen viel, so nicht minder der Wechsel der Jahreszeiten. Im Winter war Schule, und die Freude an derselben dauerte eine Anzahl von Wochen. Dann brachte der Schnee als willkommene Abwechslung in der Freizeit das flotte Fahren mit unserm großen Handschlitten, auf welchem mehrere Buben und Mädchen zugleich Platz fanden. Bald sausten wir in langen Reihen die Dorfstraße hinab, sie nicht gerade zur Freude

für Menschen und Vieh in einer Weise glättend, daß das Begehen derselben hinterher viel Vorsicht erforderte; bald, wenn der Schnee fest genug war, fuhren wir lustig über die Hügelterrassen der Nachbarschaft herunter, daß der Schlitten in Sähen hüpfte und sprang.

Mit dem ersten Tag des Märzmonats wurde der Einzug des Frühlings begrüßt und von der Jugend als „Calenda Marz“ gefeiert, indem die Knaben sich große und kleine Kuhschellen umhängten und von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf zogen, kleine Geldgaben einsammelnd, die schließlich im Wirtshaus vertan wurden. Das hatte natürlich seine Übelstände für die heranwachsende Jugend. In verständigster Weise trachtete mein Vater denselben zu wehren, indem er solche althergebrachten Bräuche nicht zu beseitigen, aber zu veredeln suchte. Das gelang ihm auch mit diesem „Calenda Marz“. Er führte in die Bubenschar etwas von militärischem Geist und eine gewisse Disziplin ein. Mit Fahnen und Trommel an der Spitze, bunte Papierhüte auf dem Kopf, zogen wir in geordnetem Zuge durch die Dörfer. Das gesammelte Geld wurde dem Vater abgeliefert. Dafür wurden Weißbrot und Sahne gekauft. Die Mutter hatte im ausgeräumten Schulzimmer Tische und Bänke aufgestellt, auch noch etwas besonderes Gebäck zubereitet; die Sahne wurde zu köstlichem Schlagrahm umgewandelt; und nun begann ein fröhliches Tafeln, wobei niemand das schädliche und verrohende Bechergelage vermischte.

In ähnlicher Art hat mein Vater noch sonst vieles getan, die Sitten zu mildern. Er verstand die Jugend und ihr Freudebedürfnis. Er hatte sie von Herzen lieb, und das spürte sie wohl. Sie war ihm deswegen auch ergeben und anhänglich. Er nahm selber etwa teil an ihren Spielen, insbesondere an dem echt italienischen Bocce-Spiel. Er sah ihrem Freischießen zu und tat auch wohl ab und zu selber einen Schuß in die Scheiben, erschien auch etwa auf kurze Zeit unter ihnen im Wirtshaus nach solchen Übungen und

verrechnete sich nicht in der Annahme, daß seine Gegenwart einen anständigen Ton in die Gesellschaft bringe. Er besaß eben den natürlichen Takt, ohne den solche Versuche mehr den Erzieher schädigen als die zu Erziehenden heben. Er sammelte auch wohl an Winterabenden mit Hilfe des jungen Lehrers die strebsamen jungen Männer in unserm Hause zu gemeinsamer Lektüre, zu Übungen in deutscher Sprache oder im Gesang. Er hat sich sogar darin versucht, deutsche Lieder in den italienischen Dialekt zu übertragen oder zu deutschen Melodien frei erfundene italienische Gedichte zu schaffen, welche das Volksleben sich zum Vorwurf nahmen. Literarische Meisterwerke sind es nicht gewesen, aber sie haben doch ihren Zweck zum Teil erreicht und wurden eine Zeitlang gerne da und dort gesungen.

Im Frühling und Sommer kamen die Alpfahrten, das Begleiten der Bergamascher Schafhirten oder unserer Rinderherden, Besuche bei Bekannten in den Boralpen (Maiensässen) zwischen Vicosoprano und Casaccia oder unterhalb von Maloja oder in Isola am Silsersee. Und zu Hause fehlte es auch nicht an vergnüglicher Abwechslung im Heuet, oder wenn wir der Mutter durften buttern und käsen helfen, oder wenn der Lehrer, der im Sommer Förster war, mich mitsamt meiner schönen neuen Botanisiertrommel mit sich in den Wald nahm, oder wenn befreundete Familien sich einmal vereinigten zu einem Waldfestessen mit obligatem „Zigeunerbraten“, oder wenn wir Rinder beim Oheim in Sot-toponte an der Maulbeer- und Obstlese teilnehmen durften.

Der Herbst brachte die Schaffsur, die Herbstweide der zurückkehrenden Rinderherden auf allen Matten, dann im untern Teil des Tals die Nuß- und Kastanienernte. Aus der Lombardei kamen die Obsthändlerinnen mit Birnen, Äpfeln, Pfirsichen, Trauben, Pflaumen und Zwetschgen. Dann gingen unsere wohlhabenderen Einwohner auch wohl selber über die Grenze hinab nach Villa, Prosto, S. Abondio, Chiavenna, um dort persönlich ihren Wein einzukaufen.

Da bot sich mir wieder mancher neue Ausblick: die österreichischen Zöllner und Grenzwächter in Castasegna, die katholischen Kirchen, Kapellen und Bilder am Wege, die geheimnisvoll-schaurige Trümmerstätte von Plurs, das charakteristische Städtchen Chiavenna oder Cläfen. In Bondo nahm man, wenn ein Besuch dort gemacht wurde, um diese Jahreszeit gern seine Erfrischung in den sogenannten „Grotti“, Felsenkellern, in denen der Wein sich vorzüglich kühl erhielt; vor den kleinen Gebäuden saß man im Freien an steinernen Tischen auf steinernen Bänken; der Wein wurde aus irdenen weißen Krügen geschenkt, welche aus dem österreichischen Chiavenna bezogen wurden und daher mit dem kaiserlichen Doppeladler bemalt waren. Wenn der Winter nahte, wurde der Fleischvorrat für das ganze kommende Jahr bereitet, in jedem Hause Rind und Schwein geschlachtet, verwurstet, eingepökelt; die Schinken wurden in die „Sulz“ gelegt und später in den Rauchfang gehängt. Nachbarn und Freunde halfen einander dabei, und so wurde die „Mehzete“ jeweilen zu einem festlichen Anlaß mit Schmauserei und Gesang.

Während eines solchen in unserm Hause im Herbst 1854 befielen mich heftige Schmerzen, die Vorboten einer ernstesten, lange andauernden Krankheit, irre ich nicht, eines Scharlachfiebers mit Komplikationen, wodurch, ohne daß es zunächst beachtet wurde, der Gehörnerv meines linken Ohres unwiederbringlich zugrunde ging. Ich lag damals mehrere Monate und erinnere mich noch, daß öfter Gemeindeglieder erschienen nach meinem Befinden zu sehen, bei welcher Gelegenheit mein Vater ihnen dann vor meinem Bette die Tagesereignisse aus dem damals eben in vollem Gange begriffenen Krimkriege erzählen mußte. Ebenso erinnere ich mich, daß ich damals im Bette, besonders durch das wiederholte Entziffern eines Münchner Bilderbogens „von der Gan?“ geläufig deutsch lesen lernte, tatsächlich „mit spielender Leichtigkeit“. Ich bekam dann allerlei deutsche Ju-

gendschriften zu genießen und gewöhnte mich daran, den Besuchern insbesondere die Illustrationen zu erklären und, soviel zu deren Verständnis nötig war, zu erzählen. Auch zeichnete ich manche der Bilder nach und begann in freier Erfindung mir selber allerlei Gelesenes und Gehörtes zu illustrieren und Geschautes nach Kräften zeichnerisch zu reproduzieren, ohne ein Gefühl von irgendwelcher Schwierigkeit solcher Kunst zu haben; ich wagte mich an alles. So mangelhaft die einzelnen Leistungen sein mochten, eines entwickelte sich damals bei mir: ein gewisses Talent, ungeniert und anschaulich zu erzählen und darzustellen, ja eine leidenschaftliche Freude daran, die von nun an durch die folgenden Kinderjahre hindurch stetig wuchs. In der Familie unseres Lehrers, welcher das unterste Haus im Dorfe, eine Sägerei und Gerberei, bewohnte, ein Spielparadies für uns Kinder, fand ich an den Schwestern verschiedenster Altersstufe und an dem verkrüppelten Bruder eine dankbare Zuhörerschaft. Und nun las und erzählte, zeichnete und porträtierte ich drauflos nach Herzenslust und verschenkte meine Kunstwerke in naiver Freigebigkeit. Nachdem ich einmal lange einer Mausjagd unserer Rasse zugeschaut, brachte ich das Gesehene mühelos in Verse und Reime. Das war mein erstes „Gedicht“. Und nun folgten sich solche in deutschen oder italienischen Versen leicht und rasch. An einer Schulprüfung durfte ich ein selbstverfaßtes italienisches Carmen über die Schlacht bei Sem-pach rezitieren. —

Bei meinem Lerntriebe erschien der Entschluß meiner Eltern gerechtfertigt, mich studieren zu lassen. Als ich einst mit meiner Schwester spielte und die Rede darauf kam, was ich werden sollte, meinte sie: ein Prophet, damit ich den Bauern jeweilen die Witterung voraussagen könnte. Ich war schon so weit, daß ich sie um ihrer kindischen Torheit willen zurechtwies, und erklärte, Prophetentum lasse sich nicht erlernen. Aber Pfarrer wollte ich werden. Das Vorbild

meines Vaters ließ mir das als das Wünschenswerteste erscheinen. Und bestärkt wurde ich in meinem Vorhaben durch folgendes Ereignis:

Ein Nachbarpfarrer, Chr. Jenny, der mich einst getauft hatte, brachte mir als Geschenk eine hübsche italienische Bibel. Während er mit meinem Vater plaudernd im Zimmer hin und her ging, schlug ich mit geschlossenen Augen meine Bibel auf und legte den Finger auf eine Stelle, mit dem stillen Vorsatz, dieselbe sollte mir ein bedeutungsvolles Orakel sein! Und siehe, ich traf Jeremiä 29, Vers 26 und las: „Der Herr hat dich zum Priester gesetzt . . .“ Die Herren lächelten über meine innere Bewegung, und ich schlug die Bibel zu, ohne mir die Stelle zu merken. Nachher aber ließ es mir keine Ruhe; ich hätte das Wort so gerne wieder gelesen und konnte es doch nicht mehr finden, bis ich einmal in der Schule während der Religionsstunde meines Vaters, den Jeremias durchblätternnd, die Stelle fand. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Vater auf deutsch laut zuzurufen: „Ich hab's.“ Seine Freude über diese Störung war geringer als die meine; ich erhielt vor der Klasse einen Verweis. Aber glücklich war ich doch, und von da an glaubte ich mich wirklich von Gott zum Pfarrer bestimmt. —

Ich hatte nachgerade unsre Primarschule durchlaufen. Die Frage legte sich nahe, wo ich meine Gymnasialbildung erhalten sollte. Chur lag zwar näher, aber in Basel konnte ich bei Verwandten, bei einer verheirateten Schwester meiner Mutter, die einen Sohn gerade in meinem Alter befaß, untergebracht werden. Für meine Mutter war es große Beruhigung, mich von Verwandtenliebe umgeben und verpflegt zu wissen, fiel es ihr doch überaus schwer, sich von einem der Ihrigen zu trennen. Sie hatte deshalb seit einiger Zeit daran gedacht, mein Vater sollte nach einer Pfarrei in der Nähe Basels trachten. Er hatte sich das Bürgerrecht in der Stadt käuflich erworben und nahm

sich vor, wenn er mich nach Basel brächte, zur Aufnahme in das Ministerium von Baselland die nötigen Schritte zu tun. Ich selber freute mich auf die Heimatstadt meiner Mutter, die ich schon einmal, als kleiner Knabe mit dieser zu Besuch dort weilend, gesehen hatte. Meine Übersiedlung wurde aufs Frühjahr 1860 in Aussicht genommen.

Inzwischen lernte ich mit verdoppeltem Eifer vornehmlich Latein und die Anfangsgründe des Griechischen, übte mich in deutscher Deklamation und Abfassung von deutschen Aufsätzen und dergleichen mehr. In der Voraussicht, bald mein liebes Heimattal verlassen zu müssen, durchwanderte ich dasselbe vom Maloja herab auf der alten Römerstraße bis nach Castasegna hinunter und genoß noch einmal recht seine Schönheiten und Eigentümlichkeiten, fleißig dabei zeichnend und damit Erinnerungsskizzen sammelnd. Es war, als müßte ich eine Menge von Einzelheiten dem Gedächtnis unverlierbar einprägen: den Steinbock des alten Gotteshausbundes in den Giebeln verschiedener Häuser, den schaurigen Galgen unterhalb von Vicosoprano seitwärts des Dorfes, das Felsentor gegenüber von Coltura, den steilen Pfad über die Felsenplatten nach Soglio hinauf.

Dieses letzte Jahr im Bergell 1859 brachte insolge des französisch-italienischen Krieges gegen Osterreich noch allerlei Interessantes und Aufregendes, unter anderm eidgenössische Grenzbesetzung und Inquartierung. Der Grenze zunächst lagen unsere Bündner Scharfschützen, in den übrigen Dörfern Aargauer Jäger und Füsilier. Die Offiziere verkehrten viel und gern in unserm Pfarrhaus, wo sie freundlich aufgenommen waren und man Freude hatte an der deutschen Unterhaltung mit ihnen. Unsere Sympathien gehörten den um ihre Befreiung und Selbständigkeit kämpfenden Italienern, und die Garibaldilieder sangen auch wir Kinder mit Begeisterung. Es tat mir ordentlich leid, als die Truppen uns verließen, und ich begleitete sie bis über den Maloja hinaus.

Nun kam der letzte, für meine Mutter tränenreiche Winter im Bergell. Als ich in nächtlicher Frühe des 23. April 1860 mich ihren Armen entriß und mit dem Vater den Schlitten bestieg, der uns nach Silvaplana führen sollte, weinte und schrie meine neunjährige Schwester sich buchstäblich außer Atem, so leidenschaftlich hing sie an mir. Am zweiten Tag gelangten wir nach Chur, am dritten zu Schiff durch den Linthkanal nach Zürich. Als ich am 26. April aus dem Eisenbahnwagen die Münstertürme meiner künftigen Heimatstadt erblickte, übernahmen mich Wehmut und Rührung, daß ich Tränen vergoß. Bei Onkel Müller-Weitnauer, Petersgraben 2^a, fand ich herzliche Aufnahme. Die Prüfung durch den vortrefflichen Rektor R. Burdhardt verlief glücklich. Als er sah, daß ich mit dem Ablativus absolutus und dem Accusativus cum Infinitivo sicher exerzierte, wies er mich, obgleich ich noch gar kein Französisch kannte, während dieses schon in der dritten Klasse am Baslergymnasium gelehrt wurde, sofort in die meinem Alter entsprechende vierte, unter der Bedingung, daß ich das Französische in Privatstunden nachholte. Vierzehn solcher beim spätern Schulinspektor Dr. W. Hess haben mich dann, zum guten Teil dank meiner Kenntniss des Italienischen, so weit gebracht, als meine Klassen-genossen in einem ganzen Jahr gekommen waren.

Mein Vater wollte sich nun um die Aufnahme ins basellandschaftliche Ministerium bewerben. Als er sich darob mit seinen Freunden beriet, ermunterten ihn diese, sich an die soeben durch Todesfall freigewordene Stellung eines Direktors der Strafanstalten in Basel zu melden. Er that es nicht leichten Herzens und reiste, ehe die Wahl stattfand, wieder heim. Seine bisherige Stellung zur Gemeinde Stampa ließ ihm als Pflicht erscheinen, derselben sofort von dem Geschehenen Mitteilung zu machen, ohne erst den Erfolg seiner Anmeldung abzuwarten. Die Gemeinde wußte seine Offenheit zu schätzen. Sie verstand seine Beweggründe

und verargte ihm deshalb seinen Wegzug nicht. Sie würdigte seine bisherige Wirksamkeit dadurch, daß sie ihm das Ehrenbürgerrecht schenkte. Das hat meinem lieben Vater, welcher der Ausbildung seiner Kinder sein Amt zum Opfer zu bringen sich entschlossen hatte, wohlgetan und über schwere Stunden hinweggeholfen.

Inzwischen hatte ich mich in ganz neue Verhältnisse hineinzuleben. Zum ersten Male war ich allein vom Elternhause fern, und so ging es, trotzdem ich vorzüglich aufgehoben war, ohne Heimweh nicht ab. Dieses trug ich etwa unter die Bäume des nahen Petersplatzes, dort setzte ich mich auf eine Bank und las in einem italienischen Gebetbuche für Kranke und Bekümmerte, „Conforto per gli affliti ed ammalati“, und die Heimatsprache war Heilmittel für meine Krankheit. —

Die Art, wie in der Stadt die Schule betrachtet und behandelt wurde, erfüllte mich im Anfang mit Entsetzen. Von dem üblichen Betrügen, dem Nachbarn abschreiben, dem dreisten Leugnen, dem Belegen der Lehrer mit Spitznamen, dem oft unflätigen und rohen Berede der Schulgenossen hatte ich als Landbube keine Ahnung. Unser Schreiblehrer dauerte mich besonders. Wenn er mit größter Mühe die Wandtafel kalligraphisch beschrieben hatte, flog etwa ein fauler Apfel auf dieselbe und zerplachte beim Aufschlag, und wie der solchermaßen Gestörte, sprachlos vor Zorn, sich umwandte, fuhr ihm eine auf Pappdeckel aufgezugene Landkarte, von irgendwoher geschleudert, an den Kopf. Stürzte er sich nun wütend auf den vermeintlichen Missetäter, so vergriff er sich wohl, und der unschuldig Geschlagene fiel ihm in den Arm, ihm den Stock zu entwinden; dabei schrien beide einander an: „Ich gehe zum Herrn Rektor!“ Trat aber dieser zufällig gerade ein in die Klasse, so klagte weder Lehrer noch Schüler; die Sache war begraben und konnte folgenden Tages ihre Auferstehung erleben. Meine ländliche Unschuld reizte einzelne Jungen,

Spaß mit mir zu treiben. Am ersten Morgen schon belehrte mich ein blonder, strammer Bursche: „Jetzt kommt ein alter Lehrer K; wenn der dich nach deinem Namen fragt, hast du zu antworten: Michel, wie meine Mutter heißt.“ Aber so dumm war der Landbube denn doch nicht, um darauf hereinzufallen.

Glücklicherweise hatten wir aber auch Lehrer, die gute Disziplin hielten. Und zu meiner Freude konnte ich den Eltern melden, daß ich schon am Ende des ersten Monats der Achte im Rang geworden, am Ende des zweiten der Vierte, und von dort an war ich meist der Primus der Klasse. Unbegreiflich war mir vielfach die Methode der Lehrer und ist es mir geblieben, obschon sie allgemein verbreitet erscheint. Für Aufsätze über ein bestimmtes Thema z. B. wurde der Klasse zum Voraus ein Schema vorgekauft, nach welchem alle zu verfahren hatten. Das schien mir jede individuelle Regung der Geister systematisch zu unterbinden. Kam beim Rechnen eine neue Schwierigkeit in Betracht, so wurde ebenfalls schon zum Voraus eine bestimmte Formel mitgeteilt, nach der nun jeder, ob er sie auch nicht verstand, die entsprechenden Aufgaben in mechanischer Weise richtig löste. Aber wenn er einmal die Formel vergaß, wußte er sich natürlich nicht mehr zu helfen. In unserer Dorfschule war man anders verfahren, da war dem Schüler bei Stellung einer Aufgabe überlassen worden, selber einen Weg zur Lösung zu finden. Erst hinterher zeigte der Lehrer, wo bei unrichtiger Lösung der Fehler gesteckt hatte, oder wie die richtige Lösung auf einfacherem und kürzerem Wege hätte können gefunden werden. So hatte man dann die Formel nicht nur, sondern verstand das Problem und konnte sich selbständig zurechtfinden, auch wenn man die Formel noch nicht besaß oder sie wieder vergessen hatte. Man lernte logisch denken. Es mag ja wohl sein, daß bei unserer Herdenschulung dieses Verfahren zu zeitraubend ist.

Schon im August 1860 kam, da der Vater mittler-

weilen als Strafanstaltsdirektor war gewählt worden, die Familie nach Basel. Sie bezog für kurze Zeit provisorisch Wohnung in einem kleinen Nebgütlein vor dem Spalentor, an der jetzigen „Mittleren Straße“, das einer verstorbenen Tante gehört hatte, bis wir die vorläufig definitive in der St. Johannvorstadt fanden im Haus mit der Apotheke, neben welcher heute die Johanniterbrücke einmündet.

Mein Vater hatte sich nach und nach in die große Veränderung seiner Arbeits- und Lebensweise gefunden, in die Vertauschung der freien Bergwelt gegen die vergitterten Fenster einer düstern Schreibstube hinter den hohen Mauern des alten Predigerklosters und in das beständige Hineinschauensmüssen in moralisches und soziales Elend, das zuerst auf seinem weichen Gemüte schwer lastete und ihm je und je auch Tränen entlockte.

Kurz, wir hatten wenigstens wieder ein Heim und fühlten uns in Basel bald alle recht zu Hause, denn Zuneigung und Liebe zu dieser Stadt hatten wir schon lange, bevor sie unser Wohnsitz ward. Ich bin denn auch von Herzen ein guter Basler geworden. —